

„...die dargebotene Hoffnung ergreifen“
(Hebr 6,18)

Von einer notwendigen Tugend, um Weite zu gewinnen

Vortrag von Bischof Dr. Franz-Josef Bode
am Tag der Priester und Diakone
Montag der Karwoche, 17. März 2008

Impressum

Herausgeber:

Bistum Osnabrück

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Hasestraße 40 A, 49074 Osnabrück

Druck:

Janus Druck, Borchen

Juli 2008

Vorwort

Liebe Mitbrüder im Priester- und Diakonenamt,

wer das Spiel der Gezeiten, wer Ebbe und Flut verfolgt, wird empfinden, dass auch wir in unserem Leben Zeiten der Leere und dann auch wieder Hoch-Zeiten haben. (Wobei manche selbst im Zustand der Ebbe noch Hochzeit zur Schau tragen). In unserem alltäglichen pastoralen Dienst kennen wir die Erfahrung von Erfolg und Niederlage, von Begeisterung und Enttäuschung.

Unser Bischof Franz-Josef ermutigt uns in seinem diesjährigen Karmontag-Impuls, uns auf einer starken Grundlage, mit einer Hoffnung wider alle Hoffnung (vgl. Röm 4,18), den unterschiedlichen, ja auch gegensätzlichen Befindlichkeiten zu stellen. Er erschließt uns nicht eine billige, vordergründige Hoffnung. Wer sich von seinen Gedanken mitnehmen lässt, der wird in eine teure Hoffnungsgeschichte geführt, die uns die Sprengkraft des christlichen Glaubens vermittelt.

Viele von uns werden in den kommenden Wochen in Urlaub fahren. Dann mag sich eine gute Gelegenheit ergeben, die Ausführungen unseres Bischofs in Ruhe noch einmal zu meditieren und sie – vielleicht bei Ebbe und Flut – auf sich wirken zu lassen. Ergreifen wir die dargebotene Hoffnung (vgl. Hebr 6,18)!



Theo Paul
Generalvikar



Auch wir, obwohl wir als Erstlingsgabe den Geist haben, seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden. Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffnung aber, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Wie kann man auf etwas hoffen, das man sieht. Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld. So nimmt sich auch der Geist unserer Schwachheit an. Denn wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selber tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können. Und Gott, der die Herzen erforscht, weiß, was die Absicht des Geistes ist. Er tritt so, wie Gott es will, für die Heiligen ein. Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt, bei denen, die nach seinem ewigen Plan berufen sind; denn alle, die er im Voraus erkannt hat, hat er auch im Voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben, damit dieser der Erstgeborene von vielen Brüdern sei.

Röm 8,23-29

Liebe Mitbrüder,

ich freue mich außerordentlich, dass wieder so viele zu unserem Tag der Priester und Diakone gekommen sind. Schon das ist in sich ein Zeichen der Hoffnung, über die wir ja heute ein wenig nachdenken wollen.

Beginnen möchte ich mit einer kleinen Geschichte von den Engeln, die hoch im Lotto gewonnen haben. Mit der Unsumme von Geld wissen sie nicht so recht etwas anzufangen. Schließlich überlegen sie: „Wir kaufen dem Teufel seine Waffen ab. Dann können wir darauf hoffen, dass er seine Wirksamkeit verliert.“ Sie gehen also zum Teufel und fragen: „Kannst du uns einige deiner Waffen verkaufen?“ Tatsächlich, er lässt sich darauf ein, die Habgier abzugeben und die Wollust und all die Wurzelsünden, die wir kennen. Die Engel kaufen und kaufen. Das Geld nimmt kein Ende. Schließlich haben sie die ganze Waffenkammer des Teufels leergekauft und sind schon ganz froh: „Jetzt haben wir es geschafft! Jetzt wird der Teufel bald keine Macht mehr haben!“ Beim Hinausgehen sehen sie plötzlich noch einen kleinen Vorhang in der Waf-

fenkammer. „Nun“, sagt der Teufel, „da lasse ich euch nicht hintergucken. Das ist die letzte Waffe, die ich habe. Die bekommt ihr nicht.“ Doch die Engel lassen nicht locker, sie wollen es unbedingt wissen. „Meine letzte Waffe“, so der Teufel, „ist die Mutlosigkeit; damit kann ich alle anderen wieder zurückholen.“

Die Mutlosigkeit gehört zu den gefährlichsten Waffen des Teufels. Man kann das auch in den Exerzitien des heiligen Ignatius bei den Regeln zur Unterscheidung der Geister lesen. Und wir spüren es ja selber: Mutlosigkeit, Resignation, Frustration ist etwas, das an uns frisst, das uns lähmt. Es kann zur Depression führen und zur Aggression oder – was vielleicht noch schlimmer ist – zu einer Form der Gleichgültigkeit, der Egal-Stimmung, der Leere, die die weisen Kirchenväter *acedia* nennen: eine Art Lustlosigkeit, Antriebsschwäche, Trägheit. Man findet sich damit ab, wie es so ist, geht in eine innere Emigration, gibt es auf, zu kämpfen und sich für etwas einzusetzen, vegetiert dahin: Nach mir die Sintflut.

Das sind tatsächlich die Strategien des Teufels: die Mutlosigkeit, auch die Heimlichkeit, in der wir die Fal-

ten unserer Seele nicht mehr vor Gott oder auch vor anderen offenlegen. Das sind die Schwachstellen, an denen wir zu treffen sind; die Hauptschwachstelle ist die Mutlosigkeit. Natürlich gibt es für sie Gründe. Natürlich sehen wir, dass vieles nicht mehr geht wie früher und abbricht. Ich brauche das alles gar nicht immer wieder aufzuzeigen: Glaubensschwund und Glaubensverdunstung, wie wir sagen, wobei Ursache und Wirkung da oft ineinandergreifen; und soziale Kälte, Lieblosigkeit und Rücksichtslosigkeit, nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Kirche. Der Schwund von Glaube aber bedeutet Schwund des Grundes unserer Hoffnung, und Schwund von Liebe bedeutet Schwund des Vollzugs der Hoffnung.

Weil der Blick nach vorn und nach oben oft so schwer gelingt, gelingt es oft auch nur schwer, den Blick wirklich nach innen und nach außen zu wenden mit der richtigen Wahrnehmung. Die Mutlosigkeit hat den Blick zu sehr getrübt. – Ich bin sehr froh, dass in der Kapelle des Bischofshauses unter der Decke die drei göttlichen Tugenden dargestellt sind zusammen mit den Kardinaltugenden: am Eingang ist der Glaube abgebildet, in der Mitte die Liebe

und direkt über dem Altar die Hoffnung. Was wir am Altar feiern, ist immer das Mahl der Hoffnung. In der Eucharistie nehmen wir die Kraft unseres Herrn auf, der die Hoffnung selbst ist.

Auch in unserer Gesellschaft haben wir bei allen aktuellen Erfolgsmeldungen letztlich doch tiefe Ängste vor der Zukunft. Die Welt beschäftigt mehr und mehr die Klimafrage, die Schere zwischen Armen und Reichen geht immer weiter auseinander, demographische Probleme werden drängender...

Die Belastungen in Kirche und Gesellschaft sind zweifellos hoch. In dieser Situation, davon bin ich überzeugt, ist für uns Priester und Diakone neben dem Dienst an der Einheit und neben dem Dienst der Aufrichtung und Heilung einer der entscheidendsten Dienste der Dienst an der Hoffnung. Denn wir sollen nicht trauern wie die anderen, die keine Hoffnung haben (vgl. 1 Thess 4,13), sondern uns in der Hoffnung immer wieder neu einüben.

Ich habe dazu den Synodenbeschluss von 1975 „Unsere Hoffnung“ wieder hervorgeholt. (Ein großartiger Text, der übrigens in meinem Weihejahr

geschrieben ist. Und ich habe überhaupt den Eindruck, dass die Texte von 1975, wenn wir auch an das Schreiben Evangelii nuntiandi von Papst Paul VI. denken, in den heutigen Jahren noch tiefer verstanden werden, wenn wir sie neu lesen.)

Da heißt es:

„Der Weg der Kirche in dieser Situation ist der Weg gelebter Hoffnung. Er ist auch das Gesetz aller kirchlichen Erneuerung. Und er führt uns in die einzige Antwort, die wir letztlich auf alle Zweifel und Enttäuschungen, auf alle Verwerfungen und alle Indifferenz geben können. Sind wir, was wir im Zeugnis unserer Hoffnung bekennen? Ist unser kirchliches Leben geprägt vom Geist und der Kraft dieser Hoffnung?... ‚Die Welt‘ braucht keine Verdoppelung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion; sie braucht und sucht (wenn überhaupt) das Gegengewicht, die Sprengkraft gelebter Hoffnung. Und was wir ihr schulden, ist dies: das Defizit an anschaulich gelebter Hoffnung auszugleichen. In diesem Sinn ist schließlich die Frage nach unserer Gegenwartsverantwortung und Gegenwartsbedeutung die gleiche wie jene nach unserer christlichen Identität: Sind wir, was wir im Zeugnis unserer Hoffnung bekennen?“ (aus: Gemeinsame Synode der Bistümer

in der Bundesrepublik Deutschland, Beschlüsse der Vollversammlung, Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, S. 101)

Jeder spürt sofort, welch große Herausforderung für uns darin steckt. Es fällt uns nicht mehr leicht, Rede und Antwort zu stehen über unsere Hoffnung. So viele Dinge führen uns ständig von ihr weg und erfüllen uns mit Mutlosigkeit. Aber wir wissen um das anspruchsvolle Wort aus dem ersten Petrusbrief: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr 3,15). Eine wirkliche Zu-mutung, wobei es gleich hinterher wunderbar heißt: „... aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig.“ In der Annahme der Wirklichkeit Zuversicht, Gelassenheit, Hoffnung auszustrahlen und zu vermitteln ist nicht leicht, wenn es nicht Blendwerk sein soll, wenn die Wirklichkeit nicht nur kaschiert und Illusionen vorgegaukelt werden sollen. Erst recht kann Hoffnung nicht herbeigeredet oder gar befohlen werden.

Deshalb ist es heute zwar schwierig, aber unbedingt notwendig, sich in die christliche Hoffnung einzuüben, das heißt den Traum von einer viel

besseren Vergangenheit aufzugeben, den Traum einer illusionären Zukunft ebenso, und das Jetzt und Heute anzunehmen unter dem Aspekt eines größeren Morgen, das als verlässliche Verheißung unseres Gottes vor uns liegt.

Die Erfahrung des Jakob ist mir wichtig (Gen 28,10 ff.). Er ist auf der Flucht. Er hat Schlimmes getan, aber er erlebt, als er sich auf den harten Stein der Wirklichkeit legt, den Traum, dass Gott ihm nahe ist. Die Himmelsleiter ist ein Bild solcher Zuwendung Gottes mitten in der Härte des Alltags. Gleichzeitig kann Jakob nicht „der Glatte“ bleiben, wie sein Name ihn ausweist. Er muss „Israel“ werden im Kampf mit dem Gott (Gen 32,23 ff.), der noch eine ganz andere Seite hat und uns mit der Wirklichkeit umarmt (Willi Lambert).

Was mich auch immer innerlich berührt, ist das Invitatorium des Heiligen Abends: „Heute sollt ihr wissen, dass der Herr kommt, und morgen werdet ihr schauen seine Herrlichkeit.“ Das ist eine Urformel der Hoffnung, die ganz im Heute steht und doch schon den Anker ins Morgen ausgeworfen hat. Man kann das Heute eigentlich nur bestehen,

wenn man der Verheißung des Morgen traut. „In der Hoffnung haben wir einen sicheren und festen Anker der Seele“, so der Hebräerbrief, „der hineinreicht in das Innere hinter dem Vorhang; dorthin ist Jesus für uns als unser Vorläufer hineingegangen“ (Hebr 6,19 f.). Wir hören sofort aus dem Johannesevangelium nachklingen: „Euer Herz lasse sich nicht verwirren... ich gehe euch voraus, um einen Platz für euch zu bereiten“ (vgl. Joh 14,1 f.). Einer ist uns schon vorausgegangen, einer ist der Grund unserer Hoffnung, weil er immer schon weiter und größer ist als wir.

Das Heute lebt also nicht nur aus den Erfahrungen der Vergangenheit, so wichtig sie sind; es lebt wesentlich auch aus dem Blick auf das Morgen. Der Mensch lebt von Wurzeln und Visionen, wie der Baum aus Wurzeln lebt, aber doch auch von dem Licht, das ihn umgibt und das ihn von außen erreicht. Man muss Hoffnung auch aus der alltäglichen Umgebung ziehen, sei es das Gesicht von Kindern oder von Menschen, die wissen ihr Leben in die Hand zu nehmen. Wer sich wirklich auf Gemeinde einlässt, weiß, wie viel Hoffnungskraft darin steckt, dass uns Menschen anschauen, die an uns Erwartungen

haben, die uns aber auch mit ihrer Weise, wie sie mit dem Leben und ihren Leiden umgehen, noch Kraft geben können. Wer nur für sich lebt und sich nur um sich selbst dreht, wird keine Kräfte der Hoffnung in sich aufnehmen.

Unsere Heilsgeschichte ist voll von Gestalten der Hoffnung aus dem Glauben: Abraham, Isaak, Jakob... Und immer wieder Mose. Wenn es allzu hart wird mit seinem Volk, dann geht er zu Gott: „Gerade jetzt sollte sich deine ganze Größe zeigen“ (vgl. Num 14,17). Am Ende des Exodus darf er zwar ins Gelobte Land nur hinüberschauen, aber sein ganzer Weg ist von der Hoffnung auf diese Verheißung geprägt. Oder Samuel, der neu gerufen wird („Die Lampe Gottes war noch nicht erloschen“; 1 Sam 3,3). Der alte Eli versteht nicht recht, was dieser neue Ruf bedeutet, und trotzdem spürt er langsam, dass es der Ruf Gottes ist, und er hilft Samuel, darauf zu hören. Oder die Propheten: Wir kennen alle die Bilder der Verheißung aus den Lesungen des Advent bei Jesaja; wir kennen den hoffnungsvollen Brief des Jeremia an die Verbannten (Jer 29) und den Kauf des Ackers von Anatot (Jer 32): wo alles nur nach Zerstörung aussieht, soll er einen neuen Acker

kaufen schon für das Spätere, so unsinnig, wie das zunächst klingt.

Aber wir sollten nicht nur auf das Exodusmotiv schauen, das in die Weite, in die Verheißung auf das Gelobte Land führt, sondern auch auf das Motiv des Exils, wo die Weite auch eine harte Prüfung ist wie die Wüste beim Exodus. Der Weg in die Weite ist eben nicht immer schon sofort ein Weg der Weite. Er führt auch durch Leid und Not. Aber trotzdem ist er immer ein Weg in Hoffnung.

Oder Ezechiel: Wir kennen die wunderbare Vision, wo die Gebeine lebendig werden, sich mit Fleisch umgeben (Ez 37), und die Vision von der Tempelquelle, die das saure und schlechte Wasser belebt (Ez 47). Oder Sacharja: Zehn Männer werden einen anderen Mann am Gewand fassen und festhalten (vgl. Sach 8,23), weil sie merken: da ist einer, der Hoffnung hat. Oder Joel: „Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen“ (Joel 3,1). – Sie kennen alle diese wunderbaren Texte des Alten Testaments. Wir dürfen uns diese Bilder nicht aus der Seele reißen lassen von den Mutlosigkeit, die uns oft umgeben.

Oder die Psalmen. Wir haben eben den Psalm 27 gesungen. Am Ende heißt es da: „Hoffe auf den Herrn und sei stark!“ Buber übersetzt: Hoffe auf ihn, sei stark, dein Herz straffe sich. Ein schönes Wort: Dein Herz straffe sich. Nicht in Falten gelegt mit den Dunkelheiten, die wir Gott vorenthalten möchten, sondern offen und straff soll das Herz sein. Oder der Psalm 130, den wir immer auch an den Gräbern der Menschen beten, wenn wir sie beerdigen: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir... Ich hoffe auf den Herrn, es hofft meine Seele, ich warte voll Vertrauen auf sein Wort.“

Und dann das Neue Testament: Maria ist in sich Gestalt der Hoffnung. Sie trägt neues Leben in sich, ein ganz neuer Anfang wird gesetzt. Das ist doch der tiefste Sinn der jungfräulichen Mutterschaft Mariens: dass es in Gott einen ganz und gar neuen Anfang gibt, der unerwartet und unerhört ist. Auch Josef, der sein Leben durchkreuzen lässt durch einen Traum und durch den neuen Aufbruch (Mt 2,13-23) ist ein Urbild der Hoffnung.

Und die Apostel: Zuerst verstehen sie das Geschehen der Auferstehung nicht so gut wie Maria und die

Frauen; sie brauchen die Ermutigung des Geistes. Vielleicht sind Frauen, weil sie Hoffnungsträgerinnen sind, manchmal offener für Hoffnungen. Die Männer brauchen mehr Anstöße – an Ostern und dann an Pfingsten selbst. – Paulus haben wir gerade gehört aus dem Römerbrief, und den Verfasser des Hebräerbriefs mit dem Anker, von dem ich gerade sprach.

Und in der Apokalypse die Sendschreiben an die Gemeinden, die immer mit einer Verheißung enden, die nach der Kritik doch immer eine Perspektive nach vorn öffnen (Offb 1-3), bis hin zum neuen Jerusalem (Offb 21); und dem Ende heißt es: „Der Geist und die Braut sagen: Komm! ...Ja, ich komme bald. – Amen. Komm, Herr Jesus!“ (Offb 22,17 ff.).

Ich sage das so ausführlich, weil wir uns diesen Hoffnungsbildern und -gestalten nicht entziehen dürfen, weil wir uns immer wieder neu in sie hineinmeditieren müssen, sie betrachten müssen.

Der Hebräerbrief macht das auch noch einmal deutlich: „Glaube ist: Feststehen in dem, was man erhofft, überzeugt sein von Dingen, die man nicht sieht“ (Hebr 11,1). Da werden

Abel, Henoch und Noach genannt, Abraham, Sara und der ägyptische Josef – eine Wolke von Zeugen, die den Blick richten sollen auf Jesus, „den Urheber und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12,2). „Dann werdet ihr nicht ermatten und den Mut nicht verlieren“ (Hebr 12,3). Das heißt, wir setzen die Hoffnung nicht auf irgendetwas, sondern auf eine Person. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, sagt Jesus auf die Bitte des Thomas hin: „Zeig uns doch den Weg zum Vater“ (vgl. Joh 14,5 f.). Der Gott unseres Glaubens und Jesus Christus im Heiligen Geist ist der Grund unserer Hoffnung.

Ich zitiere noch einmal aus dem Synodenpapier. Da heißt es sehr schön: „Der Gott unseres Glaubens ist der Grund unserer Hoffnung, nicht der Lückenbüßer für unsere Enttäuschungen. Nun versteht sich die Gesellschaft, in der wir leben, immer mehr als eine reine Bedürfnisgesellschaft, als ein Netz von Bedürfnissen und deren Befriedigung. Wo jedoch die gesellschaftlichen und öffentlichen Interessen ausschließlich von dieser Bedürfnisstruktur geprägt sind, hat unsere christliche Hoffnung nur ein verschwindendes Dasein. Denn in dieser Hoffnung drückt sich eine Sehnsucht aus, die

alle unsere Bedürfnisse übersteigt. Wer sich vom Zwang eines reinen Bedürfnisdenkens nicht freimachen kann, wird den ‚Gott unserer Hoffnung‘ letztlich nur als vergebliche Vorspiegelung, als eingebildete Erfüllung vereitelter Bedürfnisse, als Täuschung und falsches Bewusstsein kritisieren können, und er wird die Religion der Hoffnung leicht als eine inzwischen durchschaute und eigentlich schon überholte Phase in der Geschichte menschlicher Selbstgestaltung ansehen. Die Gottesbotschaft unserer christlichen Hoffnung widersetzt sich einem schlechthin geheimnisleeren Bild vom Menschen, das nur einen reinen Bedürfnismenschen zeigt, einen Menschen ohne Sehnsucht, das heißt aber auch ohne Fähigkeit zu trauern und darum ohne Fähigkeit, sich wirklich trösten zu lassen und Trost anders zu verstehen, denn als reine Vertröstung. Die Gottesbotschaft unserer Hoffnung widersteht einer totalen Anpassung der Sehnsucht des Menschen an seine Bedürfniswelt“ (aus: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschlüsse der Vollversammlung, Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, S. 87 f.)

Ich halte diese Worte heute neu für wichtig, weil immer mehr Menschen spüren: Wir sind 30 Jahre weiter; die Anpassung an die reine Bedürfniswelt hat nicht funktioniert; es gibt eine neue Sehnsucht, und wir Christen haben eine neue Chance, von unserer Hoffnung für uns selbst und für alle anderen zu sprechen: unsere Hoffnung im Leben, unsere Hoffnung im Sterben, unsere Hoffnung auf Vollendung. „Die Hoffnung auf die Auferweckung der Toten, der Glaube an die Durchbrechung der Schranke des Todes macht uns frei zu einem Leben gegen die reine Selbstbehauptung, deren Wahrheit der Tod ist. Diese Hoffnung stiftet uns dazu an, für andere da zu sein, das Leben anderer durch solidarisches und stellvertretendes Leiden zu verwandeln. Darin machen wir unsere Hoffnung anschaulich und lebendig, darin erfahren wir uns und teilen uns mit als österliche Menschen. ‚Wir wissen, dass wir vom Tod zum Leben hinübergeschritten sind, weil wir die Brüder lieben; wer nicht liebt, der bleibt im Tode‘ (1 Joh 3,14)“ (aus: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschlüsse der Vollversammlung, Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, S. 92)

Und an anderer Stelle heißt es weiter: „In einer Lebenswelt, für die als gesellschaftlich bedeutsames Handeln des Menschen eigentlich nur gilt, was sich als Naturbeherrschung oder Bedürfnisbefriedigung, das eine im Interesse des anderen, ausweisen lässt, schwindet die Fähigkeit zu feiern ebenso wie die Fähigkeit zu trauern. Wie weit haben wir uns diesen Prozessen längst widerstandslos unterworfen? Und wohin führen sie uns? In die Apathie? In die Banalität? So unbegrenzt auch das Leistungspotential unter uns Menschen sein mag, die Reserven an Sinngebungskraft, der Widerstand gegen drohende Banalität – sie scheinen nicht unerschöpflich zu sein. Ob uns da die immer deutlicher sich abzeichnenden Grenzen der Naturausbeutung zur Besinnung bringen können? Ob sie uns neue Möglichkeiten schenken, die Welt als Schöpfung zu erahnen? Und ob dann wieder andere praktische Verhaltensweisen des Menschen wie das Beten und das Feiern, das Loben und Danken ihr unanschauliches und unansehnliches, ohnmächtiges Dasein verlieren? Oder ob all diese Haltungen uns endgültig ausgeredet werden sollen, etwa als Ausdruck einer überhöhten Sinnerwartung, die bloß

eine Folge falscher Traditionen und falscher Erziehung wäre?

Jedenfalls dürfen wir Christen nicht aufhören, unsere Hoffnung als ein Fest zu feiern, das unsere Lebenswelt durchstrahlt und in dem auch etwas von der Solidarität der Gesamtschöpfung aufscheint, innerhalb derer der Mensch zur Herrschaft, nicht aber zur Willkür eingesetzt ist. Das Leiden lernen in einer leidenschaftlichen, apathischen Welt, aber auch die Freude lernen, diesseitiges Vergnügen an Gott und seinen Verheißungen in einer überanstrengten Welt: das gehört nicht zuletzt zu den Sendungen unserer Hoffnung in dieser Zeit und für sie“ (aus: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschlüsse der Vollversammlung, Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, S. 98).

Ein wichtiger Anlass für mich, unser heutiges Thema aufzugreifen, ist die jüngste Enzyklika unseres Papstes, die er nach der Enzyklika über die Liebe jetzt über die Hoffnung geschrieben hat. Auch daraus zitiere ich einige Sätze:

„Wir brauchen die kleineren oder größeren Hoffnungen, die uns Tag

um Tag auf dem Weg halten. Aber sie reichen nicht aus ohne die große Hoffnung, die alles andere überschreiten muss. Diese große Hoffnung kann nur Gott sein, der das Ganze umfasst und der uns geben und schenken kann, was wir allein nicht vermögen. Gerade das Beschenktwerden gehört zur Hoffnung. Gott ist das Fundament der Hoffnung – nicht irgendein Gott, sondern der Gott, der ein menschliches Angesicht hat und der uns geliebt hat bis ans Ende: jeden einzelnen und die Menschheit als Ganze. Sein Reich ist kein imaginäres Jenseits einer nie herbeikommenden Zukunft; sein Reich ist da, wo er geliebt wird und wo seine Liebe bei uns ankommt. Seine Liebe allein gibt uns die Möglichkeit, in aller Nüchternheit immer wieder in einer ihrem Wesen nach unvollkommenen Welt standzuhalten, ohne den Elan der Hoffnung zu verlieren. Und seine Liebe ist uns zugleich Gewähr dafür, dass es das gibt, was wir nur dunkel ahnen und doch im tiefsten erwarten: das Leben, das ‚wirklich‘ Leben ist“ (Benedikt XVI., *Spe salvi* 31, in: *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* Nr. 179, Bonn 2007, S. 39 f.).

Stelle nennt er das Gebet. Er greift das Vaterunser als Urgebet der Hoffnung auf, in dem wir uns Gott zuwenden – dein Name, dein Reich, dein Wille –, damit wir von unserem Kreisen um uns selbst wegkommen und den Blick überhaupt erst einmal auf jemand anderen richten. Dann können wir mit neuem Blick unsere Schuld, unser Bedürfnis nach Brot, unsere Versuchung, unsere Erlösung anschauen.

Ein zweiter Lernort der Hoffnung: das Handeln und das Tun. Unsere Hoffnung ist keine, die irgendwie verweist und vertröstet auf den Sankt-Nimmerleinstag. Sie fordert uns heraus und befähigt uns, hier und jetzt zu handeln und Menschen die Augen für die Zukunft und für greifbare Perspektiven zu öffnen, indem wir uns ihnen wirklich praktisch zuwenden – was Pater Alfred Delp einmal die „Rückkehr in die Diakonie“ genannt hat. Kein Mensch nimmt uns unsere Hoffnungen ab, wenn wir nicht auch an den Hoffnungen der Menschen mitarbeiten, und zwar hart und konkret.

Der dritte Lernort: das Leiden. Immer wieder die Realitäten auch des Dunklen und des Leidens anzuschauen, wahrzunehmen; mit den Menschen

zu leiden, für sie zu leiden; nicht davor wegzulaufen, nicht das Weite zu suchen, sondern gerade in dieser Enge, in der Dunkelheit auszuhalten und festzuhalten an dem, was unser Herz darin weit macht aus den Verheißungen, die uns gegeben sind. Denn wir haben den Weg in die Armut, in die Freiheit, in den Tod, in die Freude mitzugehen mit dem, der uns vorausgegangen ist. Deshalb sagen wir ja dieses herausfordernde Wort: *o crux ave spes unica* (Heiliges Kreuz, unsere einzige Hoffnung, sei begrüßt). Nicht, weil da einer in die Weite gegangen ist und das Leben in einem vordergründigen Sinn gefunden hat, sondern weil er sich hat annageln lassen, aber darin seine Arme ausgebreitet hat, um damit die ganze Weite seiner Liebe deutlich zu machen. Mit diesen Armen umarmt er uns inmitten aller Dunkelheit und allen Leidens. Es soll keine Stunde mehr geben, in der wir nicht von diesen Armen umfassen sind. – Sie kennen das Kreuz in Würzburg, wo Jesus seine Arme vom Kreuz losreißt, und diese Bewegung der Umarmung zeigt: Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit; er umarmt uns auch mit dem, was quer und leidvoll auf uns zukommt. Nur darin kann das Kreuz Zeichen der Hoffnung sein, „die Planke, die uns rettet aus dem

Schiffbruch dieser Welt“, wie wir im Hymnus in dieser Woche singen.

Und unterschätzen wir auch nicht die Kraft der Eucharistie als Nahrung der Hoffnung. Ich erinnere einmal mehr an die wunderbare Stelle der Apostelgeschichte, wo Paulus mitten im Schiffbruch sagt: „Nun esst erst mal etwas!“ Er segnet das Brot – eine eucharistische Geste –, sie essen zusammen, und alle fassten wieder Mut (vgl. Apg 27,34 ff.).

Als Letztes nennt der Papst das Gericht als Lernort der Hoffnung. Er meint ein Leben auf ein Wohin, auf eine Entscheidung, auf die Begegnung mit Gott hin. Wer am Ende nur das Nichts sieht, für den ist das Leben die letzte Gelegenheit, und er muss es auskosten bis zum Letzten. Für ihn gibt es keinen Sinn. Auch die Leiden dieser Welt sind absolut sinnlos, wenn es kein Wohin gibt, wenn es keine persönliche Begegnung mit Gott gibt, die dann in der Annahme und Offenheit Gott gegenüber der Himmel ist, in der Ablehnung und Verslossenheit die Hölle und in der Läuterung das Gericht und die Prüfung. Aber wir hoffen und leben auf diese personale Begegnung hin, wir sind unterwegs zur Begegnung mit Gott. Das dürfen wir nicht ver-

gessen und nicht verschweigen. So haben wir einen großen Bogen, ich möchte fast sagen einen Regenbogen, über unsere ganze Wirklichkeit gespannt: persönlich, kirchlich, gesellschaftlich – sub specie aeternitatis. Vielleicht ist es besser, heute zu sagen: sub specie spei, weil das etwas realistischer und geerdeter, etwas ehrfürchtiger und demütiger ist, wie der Petrusbrief ja sagt: Wenn ihr von der Hoffnung redet, redet bescheiden und ehrfürchtig.

Und so möchte ich auf das Leitwort unseres Katholikentags kommen, weil auch das ein wichtiger Anstoß für mich war, über diese Hoffnung zu sprechen: „Du führst uns hinaus ins Weite.“ Wir haben dieses Wort in den vergangenen Monaten vielfach durchbuchstabiert. Ich möchte es aber noch einmal auf den Begriff der Hoffnung hin tun.

„Du“: Unsere Hoffnung steht und fällt mit unserem Glauben an einen personalen Gott. Man kann keine Hoffnung auf ein irgendwie höheres Wesen setzen, dem man ausgeliefert ist. Wenn wir die Personalität Gottes, die die Personwürde des Menschen begründet und ausmacht, aufgeben, geben wir die Personwürde des Menschen mit auf. Wer Gott gibt, was

Gottes ist, gib dem Menschen, was des Menschen ist. Wenn er das eine nicht tut, dann das andere letztlich auch nicht.

Es ist doch interessant: Am Anfang des Johannesevangeliums fragt Jesus die Jünger, die ihm nachlaufen: „Was sucht ihr?“ (Joh 1,38). Am Ende des Johannesevangeliums heißt es in der Begegnung des Auferstandenen mit Maria Magdalena: „Wen suchst du?“ Das ganze Evangelium ist ein Weg von der diffusen Suche „Was sucht ihr eigentlich?“ zu dem personalen, ganz persönlichen „Wen suchst du?“ Das ist die Grundfrage für unsere Hoffnung, die wir uns jeden Tag neu stellen müssen: Wen suche ich eigentlich?

„Du führst“: Hoffnung aus dem Sich-Anvertrauen einem Größeren, der alle Horizonte überschreitet, der Glaube und Liebe offen hält nach vorne und nach oben, selbst wo sein Weg ins Dunkel führt, dorthin, wohin wir nicht wollen (vgl. Joh 21,18). Hoffnung kann nicht nur die Verlängerung unserer Bedürfnisse sein, sondern es kann nur etwas darüber hinaus sein, das uns vielleicht noch einmal von einer ganz anderen Seite anspricht und vertieft. Und welcher großer Trost liegt darin, dass

wir uns diesem Du anvertrauen können. Dann kommt es letztlich nicht mehr nur auf uns an, dann brauche ich mich nicht so wichtig nehmen, dann kann ich Humor, Heiterkeit, Gelassenheit entwickeln. Das sind Ausdrücke der Hoffnung, weil ich weiß: Das ganz Entscheidende tut ein anderer. Nicht wir verändern die Menschen in der Tiefe der Seele, nicht wir schaffen es. Sondern weil er immer schon da ist, er das Entscheidende tut, können wir Räume, Bedingungen, Offenheiten dafür schaffen, dass die Seele und Gott sich berühren können, dass Menschen von etwas Größerem berührt werden. Aber das Entscheidende tut er: Du führst!

„uns“: Hoffnung gibt es letztlich nur als gemeinsame Hoffnung. Wie wichtig ist für uns in der Hoffnung die Kraft der Gemeinschaft und der Einheit! Deshalb sind solche Tage wie heute wichtig: dass wir uns unserer gemeinsamen Hoffnung vergewissern, dass wir nicht nur als Einzelkämpfer und -kämpferinnen dastehen, sondern dass wir wirklich Personen der Heilsgeschichte sind. Wir haben sie eben alle aufgezählt. So stehen wir doch in einer Einheit und Gemeinschaft. Das Volk Gottes als Ganzes ist Träger der Hoffnung.

Wir stehen auf Schultern von Menschen, wir ziehen Menschen nach uns, wir haben eine Verantwortung vor der Zukunft künftiger Generationen und wir leben eben im Miteinander mit Menschen. Die Geschichtslosigkeit und der Individualismus sind die beste Voraussetzung für eine Zukunftslosigkeit der Menschen.

Chiara Lubich ist in der letzten Woche gestorben im Alter von 88 Jahren, die Gründerin der Fokolarbewegung. Wenn wir nichts von ihr verstanden hätten, so doch diese Möglichkeit der Spiritualität der Gemeinschaft, der Wichtigkeit des Wir bei allem Ich – allerdings in der richtigen Spannung: Die Einmaligkeit des Einzelnen und die Annahme des Wir, der Gemeinschaft, in die richtige Balance zu bringen, ist ein Kernpunkt des Christentums. Wie könnte es auch anders sein, denn der dreifaltige Gott vereint in sich ja auch Einheit und Gemeinschaft.

„hinaus“: Hoffnung gibt es nicht ohne Aufbruch. Auch das Festhalten einer Hoffnung, das Festhalten an einem Ziel erfordert doch immer ein Über-sich-selbst-Hinaus. Damit wir nicht mehr uns selber leben, sondern ihm, der für uns gestorben und

auferstanden ist (vgl. Gal 2,20), hat er uns den Heiligen Geist gesandt. Er ist das Prinzip der Hoffnung, der Heilige Geist, der uns über uns hinausführt.

Am Gründonnerstagabend heißt es im Evangelium: „Jesus wusste, dass seine Stunde gekommen war. Da er die Seinen liebte, liebte sie bis zur Vollendung“ (vgl. Joh 13,1), bis ans Ende, trotz des Verrats des Judas, trotz der Verleugnung des Petrus. Er wusste, dass ihm alles in die Hand gegeben ist. Und was tut er? Er wäscht ihnen die Füße! Er geht aus dem hinaus, was er ist: Herr und Meister zu sein, er wäscht die Füße und geht anschließend in die Nacht. Das ist sein Weg: über sich selbst hinauszugehen, damit andere leben können und Hoffnung schöpfen.

Und dann dieses Wort „ins Weite“: Das kann nicht die Weite der Beliebtheit sein, sondern nur wirklich ein Horizont der Unendlichkeit, des Größerseins unseres Gottes. Die Weite, in der wir nie mit ihm fertig werden, nie mit dem anderen fertig werden, nie mit uns selbst fertig werden, weil es eine immer neue Perspektive, einen immer neuen Horizont gibt, weil wir mit ihm nie am Ende sind.

So gilt dieses Leitwort unseres Katholikentags für uns persönlich: in der Personalität Gottes und des Menschen, in der Orientierung an Gott und Jesus, in der Gemeinschaft und der Solidarität und in der Grenzüberschreitung und dem Sich-Berühren-Lassen vom Unendlichen.

Diese Grunddimensionen aus dem Leitwort des Katholikentags gelten im übertragenen Sinn auch den Gemeinden und Pfarreien: Wir brauchen weiterhin eine personale Pastoral, ein personales Angebot, ein Zusammenspiel der Kräfte. Wir brauchen das Sich-Führen-Lassen, nicht nur zu planen und zu machen bei allem, was getan werden muss; wir brauchen die Einübung in die Gemeinschaft, den Mut zum Neuland und die Berührung vom Unendlichen, von der größeren Hoffnung. Wenn wir als Träger dieser Pastoral der Zukunft selbst immer schon von einer Mutlosigkeit geprägt sind oder sie ausstrahlen, wie sollen Menschen darauf kommen, dass man einen guten Weg in die Zukunft gehen kann?

Oder auf die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche als Ganze angewendet: die ‚eine‘ in Gemeinschaft aus der *Communio* Gottes mit

den Menschen; ‚heilige‘, geführt von ihm, ihm zugehörig; ‚katholische‘, in die Weite dieser Welt zu gehen, in die zeitliche und räumlich Weite; und ‚apostolische‘, nicht bei sich zu bleiben, niemals stehen zu bleiben, die Missio anzugehen. „Du führst uns“, das ist Einheit und Heiligkeit, „hinaus ins Weite“ ist Katholizität und Apostolizität der Kirche.

So möchte ich mit den letzten Sätzen des Synodenbeschlusses „Unsere Hoffnung“ schließen. Da heißt es: „Alle unsere Initiativen messen sich letztlich am Maß der ‚einen Hoffnung, zu der wir berufen sind‘ (vgl. Eph 4,4). Diese Hoffnung kommt nicht aus dem Ungewissen und treibt nicht ins Ungefähre. Sie wurzelt in Christus, und sie klagt auch bei uns Christen des späten 20. Jahrhunderts (des frühen 21. Jahrhunderts) die Erwartung seiner Wiederkunft ein. Sie macht uns immer neu zu Menschen, die inmitten ihrer geschichtlichen Erfahrungen und Kämpfe ihr Haupt erheben und dem ‚messianischen Tag des Herrn‘ entgegenblicken: ‚Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde... Und ich hörte eine gewaltige Stimme vom Thron her rufen: Seht das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und

sie werden sein Volk sein; und Gott selbst wird mit ihnen sein. Er wird jede Träne aus ihren Augen wischen: Der Tod wird nicht mehr sein, nicht Trauer noch Klage noch Mühsal... Und der auf dem Thron saß, sprach: Neu mache ich alles!“ (Offb 212,1.3-5)“ (aus: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschlüsse der Vollversammlung, Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg 1976, S. 111).

Ich denke, wenn die letzte Waffe des Teufels die Mutlosigkeit ist, dann ist die beste Waffe des Geistes die Hoffnung. Ergreifen wir den Anker der Hoffnung, der uns gerade im Vollzug der Großen Heiligen Woche hingehalten wird, das Kreuz, unsere einzige Hoffnung auf Leben und Auferstehung.

